



Bühne der Dissidenz und Dramaturgie der Repression

Ein Kulturkonflikt in der späten DDR

Herausgegeben von

Lutz Niethammer und Roger Engelmann



Analysen und Dokumente

Band 35

Wissenschaftliche Reihe des Bundesbeauftragten für die
Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen
Deutschen Demokratischen Republik (BStU)

Vandenhoeck & Ruprecht

Bühne der Dissidenz und Dramaturgie der Repression

Ein Kulturkonflikt in der späten DDR

Herausgegeben von Lutz Niethammer
und Roger Engelmann

Vandenhoeck & Ruprecht

Umschlagabbildung:
Auftritt von Liedehrlich und Stephan Krawczyk im Botanischen Garten Gera am
17.5.1983. Fotograf Andreas Bley (ThürAZ, Privatarhiv
Hans-Peter Jakobson)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-35035-5

ISBN 978-3-647-35035-6 (E-Book)

© 2014, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen/
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages. Printed in Germany.

Druck und Bindung: ☉ Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Lutz Niethammer

Einleitung.....	7
-----------------	---

Jeannette van Laak

Bühne der Dissidenz

Kulturpolitische Konflikte in der Provinzhauptstadt Gera in den 1980er Jahren	55
--	----

Matthias Braun

Dramaturgie der Repression – Der ZOV »Bühne«.....	121
---	-----

Katharina Lenski unter Mitarbeit von Agnès Arp

Die Hauptamtlichen der Stasi

Schattenriss einer Parallelgesellschaft.....	237
--	-----

Martin Morgner

Zusammensetzen des Zersetzten oder

Heilung vom Akten-Aussatz	319
---------------------------------	-----

<i>Abkürzungen</i>	347
--------------------------	-----

<i>Zu den Autoren</i>	351
-----------------------------	-----

<i>Bildteil</i>	352
-----------------------	-----

Lutz Niethammer

Einleitung

Wir Autoren widmen diesen Band
dem Andenken an seinen wahren Urheber
Andreas Bley (1951–2011)

Diese Einleitung¹ stellt das am Historischen Institut der Friedrich-Schiller-Universität Jena gemeinsam mit der Abteilung Bildung und Forschung des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR unternommene und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt »Bühne der Dissidenz und Dramaturgie der Repression. Kulturkampf in der Provinz der späten DDR« vor. Wir nennen das Projekt kurz »Bühne DDR«. Es handelt sich um eine beispielhafte Fallstudie zu Konflikten zwischen Sicherheitsorganen der DDR und Protagonisten der alternativen Kulturszene in einer grenznahen Bezirksstadt der DDR, unserer Nachbarstadt Gera² in den Jahren 1982 bis 1985.

Ich gliedere diese Einleitung in drei Teile. Im ersten Teil »Vorgeschichte« erzähle ich, wie es zu diesem Projekt gekommen ist und warum wir es als eine Fallstudie angelegt haben. Im zweiten Teil, der »Projektgruppe und Untersuchungsverlauf« überschrieben ist, berichte ich über die Beteiligten und warum sie kein Autorenkollektiv sind sowie über die Durchführung des Projekts: was wir im Untersuchungsverlauf gelernt haben und auch umstellen mussten bzw. nicht erzielt haben und charakterisiere dabei, welche Aufgaben von den BearbeiterInnen der folgenden vier Abschnitte der Untersuchung übernommen worden sind. Dann fehlt ein Teil, wie ihn heute der schnelle Leser vom Herausgeber eines Sammelbandes erwartet, um sich die Lektüre der eigentlichen Untersuchungen ersparen zu können, in dem nämlich diese als Abstracts zusammengefasst werden. Als Projektleiter möchte ich aber die Lektüre unserer Ergebnisse nicht erübrigen, zumal sie spannend zu lesen sind und sie auch aus divers geprägten Sichtweisen und unter Verwendung unterschiedlicher Methoden vorgetragen werden und sich nur überwiegend, aber eben nicht ganz treffen. Je mehr sich die Untersuchung der Quellenfülle eines eng begrenzten Beispielfalles nähert, umso klarer tritt ihre Unschärferelation hervor, also die Anhängig-

1 Ich danke Jeannette van Laak, Roger Engelmann und Katharina Lenski für ihre kritischen Hinweise zur Verbesserung dieses Textes.

2 Manchmal anonymisieren Autoren von Fallstudien ihre Akteure oder sogar die Orte (aber fast nie die Zeit) des von ihnen beobachteten Geschehens. Sie wollen damit zeigen, dass sie einem Geheimnis bis über alle Grenzen des Schicklichen oder Justiziablen, vielleicht auch nur des Dokumentierbaren hinaus auf der Spur waren. Sie können sich dadurch Scherereien mit Akteuren vom Halse halten und dem Verdacht zuvor- kommen, dass es sich doch um die individualisierende Sicht einer Heimatgeschichte handelt, aus der man nichts Verallgemeinerbares entnehmen kann. Das machen wir hier nicht. Unser Gera-Projekt ist eine Fallstu- die, aber sie ist auch ganz aus den Quellen und zwar so geschöpft, wie wir die Quellen der DDR mit Anstand und auch *de jure* zu lesen vermögen.

keit der Befunde von den Methoden und Erkenntnisinteressen der Forscher. Anstatt diese mit unlauteren Mitteln zum Verschwinden zu bringen, überantworte ich sie lieber den Leserinnen und Lesern, die daraus für künftige Forschungen ihre eigenen Schlüsse ziehen mögen.

Das heißt aber nicht, dass sich der Herausgeber billig aus der Affäre ziehen will. Ich möchte meine reflexive Dienstleistung nur auf einer anderen und, wie mir scheint, dienlicheren Ebene erbringen. Ich schließe deshalb mit einem kleinen Glossar von Begriffen und skizziere darin, welche Werkzeuge des Verstehens sich in unserer Fallstudie als nützlich erwiesen haben und welche nicht. Das reicht zwar scheinbar von A bis Z, aber dazwischen klaffen viele Lücken wie in einem alten Gebiss. Mancher Zugriff verstand sich von selbst, andere brauchten wir gar nicht für unseren Fall und wieder andere hatten wir nicht zur Verfügung. Die Arbeit am Begriff ist für Historiker und andere Empiriker immer eine unabschließbare Sisyphus-Aufgabe, ohne deren begleitende Reflexion die Bedeutung der Befunde freilich nicht greifbar würde.

1. Vorgeschichte einer Fallstudie oder Das Exemplarische im Wirklichen

Wissenschaftliche Projekte haben meist zwei Vorgeschichten: eine »wahre« und eine wirkliche. In der Regel wird in der Einleitung zur Veröffentlichung der Ergebnisse die erste erzählt und zwar gleichsam noch einmal in Antragsprosa: Es wird dann ein Stand der einschlägigen Forschung rekapituliert und daraus werden genau diejenigen Fragen als offene oder Desiderata der Forschung herauspräpariert, die in der folgenden Untersuchung beantwortet werden – nicht mehr und nicht weniger. Als hätte der Weltgeist selbst gehandelt. Jeder Kundige weiß freilich, dass Einleitungen zum Schluss geschrieben werden und deshalb der Kunst und auch den Zwängen der Rationalisierung gehorchen. Diesen Zwängen können auch wir uns hier nicht ganz entziehen. Also wurde auch diese Einleitung zum Schluss geschrieben und das gleich in doppelter Weise: Erstens nachdem zu guter Letzt genug Kapiteltexte vorlagen und zweitens von dem mit Abstand ältesten Mitglied des Untersuchungsteams, dessen Alterszipperlein dann die Endredaktion noch weiter verzögerten. Ansonsten wollen wir uns jedoch als Historiker nicht an die höhere Wahrheit, sondern an die erfahrene Wirklichkeit halten und also in dieser Einleitung berichten, »wie es eigentlich gewesen«.

Ein solcher zugleich bescheidener und offenerherziger Zugang scheint mir einem Projekt angemessen, das sich als Case-Study versteht. Denn so eine Fallstudie ist ja in den Sozial- und Kulturwissenschaften etwas zugleich Bescheidenes und äußerst Anspruchsvolles. Sie bescheidet sich mit einem überschaubaren, gut dokumentierbaren Fall, den sie ziemlich genau in Ort und Zeit zu situieren vermag, aber den sie nicht um seiner selbst willen erforscht und in den Bahnen bewährter Paradigmen

erklärt, sondern den sie auf exemplarische Weise neu aufklären will, um für die künftige Erforschung anderer Fälle neue Fragen, Methoden und Perspektiven aufzuwerfen, die dann dort erneut ihre Fruchtbarkeit erweisen mögen. Ob eine Untersuchung in der historischen Forschung zu einer solchen, über sich selbst hinausweisenden Case-Study taugt oder ob sie zu einem heimatgeschichtlichen Genrebild wird, entscheidet sich meist erst im Nachhinein. Insofern hat es immer etwas Kitzliges, eine Lokaluntersuchung von vornherein als Case-Study zu planen. Wenn man das tut, muss man gute Gründe haben, die meist im Ungenügen mit dem Stand eines an sich entwickelten Forschungsfelds und seinen gesellschaftlichen und kulturellen Bedeutungshorizonten gründen. Erst solche Frustration legitimiert den Sturz in die anspruchsvolle Bescheidenheit, um in der Verdichtung eines einzelnen Falls oder Orts die beteiligten Faktoren noch einmal neu zu erfassen und das Verhältnis von Ursache und Wirkung und ihre möglicherweise ganz anderen Verschränkungen noch einmal genau unter die Lupe zu nehmen.

Von den Höhen der Wahrheit in die Niederungen der Wirklichkeit abzutauchen, fällt nicht leicht, denn gegenüber den hehren Ansprüchen der Bedeutung erscheinen solche lebensnäheren Niederungen oft irgendwie peinlich, obwohl sie doch nur die wirklichen Fundamente der Wahrheit zur Anschauung bringen. Eine Case-Study kann darauf nicht verzichten, denn wenn die Ebene der Wahrheit ausgereizt ist, muss man sich wieder der Wirklichkeit versichern und wenn man sie als Case-Study untersucht, befindet man sich zwischen beiden Ebenen. Denn sie will auf exemplarische Weise die Wirklichkeit auf der Ebene der Wahrheit zur Geltung bringen – oder zumindest zur Herausforderung machen.

Martin Morgner und Andreas Bley

Unser Projekt hat mehrere Wurzeln, von denen im Folgenden berichtet werden soll. Zwei Bewegungsfaktoren kann man sogleich benennen. Der eine war Martin Morgner, eine angejahrte Erscheinung aus der alternativen Szene der späten DDR, die damals wie eine erzgebirgische Replik von John Lennon aussah und mir Anfang dieses Jahrhunderts als Senior-Student begegnete.³ Nach einem Ersatzwehrdienst als »Bausoldat« und Studien der Ökonomie und später der Theaterwissenschaften – und nach vielfachen Verwicklungen in der Praxis u. a. als Mitglied einer artistischen Landkommune, als Puppenspieler, Dichter und Dramaturg – hatte der 1948 in Stollberg Geborene im neuen Jahrtausend noch einmal Geschichte zu studieren

3 Von seinen Erfahrungen berichtet Morgner, Martin: Deckname »Maske«. Die Künstlergemeinschaft Mecklenburg 1980/81. Berlin 1995; Ders.: Zersetzte Zeit. Lied der Marionette. Jena 2004; Ders.: Gehzeiten. Gedichte und Graphiken. 2. Aufl., Jena 2008. Im Rahmen der zeitgeschichtlichen Selbsterforschung unserer Hochschule hat er dann den politischen Aspekt seiner Dissertation DDR-Studenten zwischen Anpassung und Ausrasten. Disziplinfälle an der Friedrich-Schiller-Universität Jena von 1965 bis 1989. Leipzig 2012 in biografischen Studien anschaulich gemacht. Ders.: In die Mühlen geraten. Porträts von politisch verfolgten Studenten an der Friedrich-Schiller-Universität Jena zwischen 1967 und 1984. Weimar 2010.

begonnen. Sein entbehrungs- und entdeckungsreiches Studium auf Hartz-IV-Basis hat er jetzt mit einer Doktorarbeit über Exmatrikulationen an unserer Hochschule in der Ära Honecker abgeschlossen. In den frühen 1980er Jahren war er in der benachbarten Bezirkshauptstadt Gera, wo er an einem umtriebigen Puppentheater arbeitete, zuerst allein und dann zusammen mit anderen (übrigens durchweg von der offiziellen Kulturpolitik der DDR kurz zuvor ausgezeichneten) Akteuren der Geraer alternativen Kulturszene Observierungs- und Zersetzungsmaßnahmen der Stasi ausgesetzt, die diese in hoch aufwendig bürokratischer Form als »operative Vorgänge« unter so einfallsreichen Decknamen wie »Puppe« oder »Bühne« organisiert hatte. Auffällig ist dabei, dass der operative Vorgang »Bühne« – obwohl er nur lokale Schausteller und Musiker betraf – als ZOV inszeniert wurde, also als »Zentraler Operativer Vorgang«, der administrativ dadurch definiert ist, dass in ihm mehrere regionale Dienststellen der Geheimpolizei zusammenarbeiten sollen. Dazu muss man jedoch wissen, dass ein ZOV für »Tschekisten«, wie sich die Bürokraten der Stasi in Anspielung auf die bolschewistischen Terrororgane im nach-revolutionären Bürgerkrieg gerne nannten, hier in der Provinz so etwas wie (akademisch gesprochen) die Habilitation bedeutete: endlich nicht mehr im Sumpf regionaler Aufsässigkeit ohne wirkliche Bedeutung versinken, sondern ein bedrohliches Ereignis aufdecken, dessen Bedeutung die Bezirksgrenzen sprengt und Gera zum Zentrum eines auch für die Zentrale erheblichen Vorgangs macht. Anders konnte man sich nicht in deren Wahrnehmung hineindrängen. Auch nach mehrjähriger Recherche konnten wir nicht klären, ob dieser ZOV seine herausragende bürokratische Auszeichnung deshalb gewann, weil die MfS-Bezirksverwaltung Gera einige Auskünfte aus anderen Bezirken benötigte oder weil in Gera einfach sonst nichts los war, womit sich karrieresüchtige MfS-Offiziere hätten profilieren oder rehabilitieren können, nachdem ihnen einige Jahre zuvor die Kontrolle der Jugendkultur im benachbarten Jena völlig aus dem Ruder gelaufen war.

Von diesem ZOV »Bühne« hatte sich ein ganzer Aktenberg in der Außenstelle Gera der seinerzeitigen »Birthler-Behörde« erhalten, wie mir ihr Leiter Andreas Bley bei seinem ersten Besuch im Historischen Institut der Uni Jena 2003 erzählte. Dass er damit zu mir kam, der ich wenig zur Stasi-Forschung beigetragen hatte,⁴ war wohl eher seiner Freundschaft mit Martin Morgner, den ich bei seinen Studien beriet, geschuldet. Vielleicht war sein Besuch auch nur eine institutionelle Kontaktaufnahme mit der nächstbesten Hochschule, denn ich war damals Institutsdirektor

4 Im Wesentlichen meinen Aufsatz: Die SED und »ihre« Menschen. Versuch über das Verhältnis zwischen Partei und Bevölkerung als bestimmendem Moment innerer Staatssicherheit. In: Suckut, Siegfried u. a. (Hg.): Staatspartei und Staatssicherheit. Zum Verhältnis von SED und MfS. Berlin 1997, S. 307–340. Aber ich hatte die Debatten um die Stasi mit einer gewissen Skepsis verfolgt, denn ich sah im MfS nicht den Kern, sondern die wichtigste Randbedingung der DDR, und meine Faszination wurde auch dadurch in Grenzen gehalten, dass diese (im Verhältnis zur Kleinheit des Staates) weltgrößte Geheimpolizei aller Zeiten alle grundlegenden Krisen der DDR ohne die prognostische Sensibilität einer tüchtigen *Intelligence* verschlafen hatte.

bei den Jenaer Historikern. Obwohl ich kurz vor der Emeritierung stand, ließ ich mich von Bley und seinem Fund, dem größten einschlägigen Aktenbestand über einen Kulturkonflikt in dieser Randprovinz der DDR, verführen, diesen Schatz zum Ausgangspunkt eines Forschungsprojekts zu machen.

Andreas Bley ist also der eigentliche Initiator dieses Projekts und hat viel zu seiner besonderen Ausrichtung als kulturelle Fallstudie und zu ihrer praktischen Ermöglichung beigetragen. Er wollte auch ein Kapitel über die oppositionelle Kulturszene Geras in der Ära Gorbatschow für dieses Buch schreiben, was er später jedoch wegen seiner Überlastung zurückstellen musste.⁵ Aber das kann ich ihm nun nur noch wehmütig nachrufen, denn er ist im März 2011, als ich diese Einleitung begann, mit 59 Jahren plötzlich in Gera auf der Straße zusammengebrochen und verstorben. Er kam von einer Sitzung mit Schulbehörden, auf der auf seine Initiative hin endlich vereinbart worden war, künftig gemeinsam attraktivere Unterrichtseinheiten zur DDR-Geschichte zu entwickeln. Im Nachruf der Lokalzeitung hieß es: »Er war ein Hartnäckiger der sanften Art.«⁶

Diesen Eindruck hatte auch ich bald von ihm gewonnen und er gefiel mir sehr. Insofern kamen wir gut voran, als es darum ging, die Erforschung dieses paradigmatischen Kulturkonflikts in der Provinz der späten DDR zu entwerfen. Bevor ich jedoch diese Grundgedanken umreißte, sollte ich kurz einräumen, dass es uns in den anfänglich häufigen gemeinsamen Sitzungen in Jena oder Gera sehr viel schwerer fiel, aus diesen Gedanken auch ein mach- und finanzierbares Projekt zu formen, das notwendige Förderer überzeugte: Wir mussten uns mit *trial and error* vortasten. Dabei hatte es doch vielversprechend angefangen. Damals gab es in dem kulturell und wirtschaftlich jetzt eher stagnierenden Gera mit einer der größten postkommunistischen Wählerschaften im Land Ansätze einer kulturellen Aufbruchsstimmung, die mit der Ausgestaltung des neuen Stadtmuseums zusammenhing, für das wir in Kooperation mit einer fulminanten Museumsleiterin einen besonderen Abschnitt zur Geschichte Geras in der späteren DDR am Beispiel des Bühne-Konflikts entwerfen wollten. Vor Ort gab es einen Verein, der in der Innenstadt einen Gedenkort der Stasi-Repression ausbauen wollte, und wir kooperierten auch mit ihm, um bei der bundeseigenen Stiftung Aufarbeitung (der SED-Diktatur) Gelder für diesen Verein Amthordurchgang, für unser Projekt und auch für Martin Morgner locker zu ma-

5 Weil dieser Bericht leider entfallen musste, hat Matthias Braun abschließend einen Überblick gegeben, was sich zwischen dem ZOV Bühne und dem Ende der DDR in Gera zugetragen hat.

6 Wiesner, Katrin: Stiller Mann der ersten Stunde: Geraer Chef der Stasi-Behörde gestorben. In: OTZ v. 4.3.2011. Andreas Bley war 1951 in Zwickau geboren und hatte Maschinenbau studiert. Der kunstsinnige Ingenieur und autodidaktische Fotograf arbeitete seit den 1970er Jahren in Gera bei einem Werkzeughersteller und einer Konservenfabrik und engagierte sich in der oppositionellen Kunst- und Kirchenszene. 1990 war er als Mitglied des Bürgerkomitees bei der Auflösung der Stasi/Nasi in Gera aktiv und arbeitete dann in der Außenstelle Gera des BStU, seit 1994 als ihr Leiter und zeichnete sich weit über die oft prekären Aufgaben der Verwaltung der regionalen Stasi-Überlieferung hinaus durch eine seltene Mischung aus kultureller Kreativität, sozialer Initiative und politischer Besonnenheit aus.

chen. Alles ging schief: Die fulminante Museumsleiterin verschwand plötzlich in Bayern, anstatt den steinigen Acker der Geraer postkommunistischen Kultur zu pflügen, und ihre Stelle wurde zuerst mit einem Intellektuellen unter unseren Jenaer Historikern besetzt und dann (in den ersten Tagen seiner Amtswaltung gegen alle Erwartung und Zivilisation) sofort wieder gestrichen und mit ihr auch der Stasi-, oder vielleicht sollte ich eher sagen: der kulturelle Konflikt-Schwerpunkt zur späten DDR. Auf Bundesebene lief es nicht besser: Weder der Verein Amthordurchgang noch unser Projekt fanden bei der Stiftung Aufarbeitung Gnade⁷, und auch für Martin Morgner blieb es bei Hartz-IV, aufgestockt mit Bruchteilen einer Hiwi-Stelle, die ich aus Ritzen meines Lehrstuhls und danach aus einem Honorar für ein industrielles Drittmittelprojekt verfügbar machen konnte. Ich hatte nicht den Eindruck, dass wir ein schlechtes Projekt vorgetragen hätten, aber irgendwie passte unser Mix nicht in die etablierten Strukturen der DDR-Aufarbeitung.

Neuaufstellung

Nach diesem Debakel haben wir uns »neu aufgestellt« und wurden im zweiten Anlauf und in einem anderen Szenario förderungswürdig. Mit der sanften Hartnäckigkeit Andreas Bleys begann sich die Abteilung Bildung und Forschung der Birthler-Behörde für unser Vorhaben zu interessieren, und wir wurden ein Pilotprojekt akademischer Zusammenarbeit mit der BStU unter universitärer Federführung und stellten einen Antrag an die Deutsche Forschungsgemeinschaft, der schließlich auch genehmigt wurde. Gut Ding will eben Weile haben, und bevor ich nun über unsere neue »Aufstellung« samt ihren Ressourcen und Problemen berichte, sollte ich auf die Philosophie des Projekts »Bühne DDR« zurückkommen, wie sie sich in den Gesprächen zwischen Bley und mir und mit prospektiven Mitarbeitern des Projekts entwickelt hatte und in die Anträge eingegangen war.

7 Die Absage der Stiftung Aufarbeitung vom 14.12.2004 auf unseren Antrag »Kulturkampf in der Provinz der späten DDR. Voraussetzungen, Verflechtungen und Folgen des Geraer ZOV »Bühne« vom 30.8.2004 war kompliziert, insofern einerseits akademische Forschungsprojekte grundsätzlich von der Förderung ausgeschlossen sein sollten, es sei denn – und darauf hatten wir spekuliert – dass es sich nach Abs. 5 (2) 2 der Förderungsgrundsätze um ein Kooperationsprojekt mit *Institutionen der gesellschaftlichen Aufarbeitung* handle, und das war in unserem Falle der Verein *Gedenkstätte Amthordurchgang* in Gera, dessen Antrag aber weder inhaltlich noch formal förderungswürdig erschienen war, weshalb wir automatisch mit verklappt wurden. Da uns von allen Seiten signalisiert worden war, dass man für solche Forschungen kaum Geld erwarten könne, hatten wir den extrem bescheidenen Gesamtaufwand auch noch auf 2 weitere in der Region und im Bereich der europäischen Geschichte tätige Stiftungen verteilt (förderungspolitisch ein ziemlicher Fehler, wie ich heute einräumen muss) und bekamen im nächsten Jahr von überall her Absagen.

Motive für eine Fallstudie

Akademische Fallstudien entstehen wie gesagt oft aus diffuser Frustration.⁸ Wenn man glaubt, dass in der Wissenschaft etwas Wichtiges falsch gemacht worden ist, dann kann man eine Kritik, eine Widerlegung, eine Polemik schreiben oder im Extremfall ein Gegenprojekt lancieren. Aber man muss keine aufwendige und zielof-fene Fallstudie unternehmen, denn man glaubt ja zu wissen, was schiefgelaufen ist. Wer in einem Feld hoher Forschungsintensität eine Fallstudie unternimmt, will nichts widerlegen, sondern sucht oft anhand von Ahnungen oder bloßen Vermutungen einen neuen Ansatz oder auch einen Ausweg aus einem Dilemma. Nach einem Jahrzehnt intensivster Erforschung und medialer Thematisierung des Stasi-Problems, ausgiebigen Diskussionen um Diktaturenvergleich und einem Tsunami an öffentlich geförderter und meist von Westdeutschen geleiteter Detailforschung zur DDR, der in einem beispiellosen Bestarbeitereinsatz alle Versäumnisse der Vergangenheitspolitik der Ära Adenauer wettmachen sollte, fanden wir beispielsweise in Jena kaum noch Studenten, die sich mit der DDR beschäftigen wollten, besonders wenn es dabei um die Stasi ging. Sie fühlten sich mit diesem Thema überfüttert und von der denunziatorischen und triumphalistischen Art seiner Behandlung in der Öffentlichkeit angewidert, besonders wenn sich ehemalige westdeutsche Linksradi-kale nunmehr zu Gesinnungswächtern in Ostdeutschland aufwarfen. Ich erinnere mich eines Seminars, das wir damals zur regionalen Zeitgeschichte angekündigt hatten, in dessen Vorbesprechung fast alle Studierenden aufstanden und gingen, als wir konkretisierten, dass die Tätigkeit der Stasi in der Region an exemplarischen Fällen untersucht werden sollte.⁹ Derweil arrondierten sich die Wahlerfolge der

8 Bevor ich hier zu sehr generalisiere, sollte ich einräumen, dass aus einer gewissen Distanz und ethno-logischen Neugier auch Case-Studies unternommen werden, bei denen sich der frustrative und korrektive Motivationshintergrund in Grenzen hält. Ein gutes Beispiel ist das Buch des Kanadiers Bruce, Gary: *The Firm. The Inside Story of the Stasi*. Oxford 2010, das parallel zu unserem Projekt entstanden ist und sich ebenfalls für die Rolle des MfS in der Provinz interessiert, allerdings im norddeutschen Kleinstadtmilieu von Gransee und Perleberg, das er mit lokalen Stasi-Quellen und 20 Interviews mit Bürgern und 13 mit ehemali-gen Stasi-Offizieren (von über 400) vom Zweiten Weltkrieg bis 1989 durchforstet. Ich will meinen Neid auf diese 13 Interviews, obwohl sie die Komplexität der Stasi in dieser langen Zeit auch nicht annähernd aufneh-men können, nicht verbergen und frage mich, warum ein ziemlich beschlagener Kanadier im Gegensatz zu einer ähnlich beschlagenen Französin aus unserem Team hier wenigstens Teilerfolge erzielen konnte. Ich vermute, dass das daran lag, dass seine kleinstädtischen Untersuchungsorte noch nicht einmal nachgeordnete Konfliktzentren waren und auch dass Bruce zu dem Ergebnis kommt (und wahrscheinlich auch bereits im Feld diese Bonhomie ausgestrahlt hat), dass alles am System und eigentlich nichts an den Menschen läge. Am Ende erwägt er das Lernpotenzial seiner Studie für die Gegenwart und warnt z. B. vor den Observationskame-ras nach 9/11 in den USA. Solche Vergleiche haben seinen Interviewpartnern aus der Stasi sicher die Zunge gelöst.

9 Später haben wenig überzeugende Untersuchungen argumentiert, dass das Desinteresse junger Ost-deutscher an der Geschichte der DDR seine Ursachen in einer in Ostdeutschland grassierenden *Ostalgie* und im Versäumnis der Hochschulen habe, den repressiven Charakter der DDR in ihren Lehrveranstaltungen zu präsentieren. Zuletzt Deutz-Schröder, Monika; Schröder, Klaus: *Soziales Paradies oder Stasi-Staat? Das DDR-Bild von Schülern – ein Ost-West-Vergleich*. München 2008. Das Problem lag nicht auf der Angebots-

postkommunistischen Partei, die kurz nach dem Ende der DDR auch im Osten Deutschlands ein Schattendasein geführt hatte, zu einem Viertel, wenn nicht – wie in Gera – zu einem Drittel der Wählerschaft.

Wir hatten das Gefühl, dass in der Aufarbeitung der DDR-Geschichte etwas tiefgreifend schiefgegangen sein musste. Am schieren Umfang der Forschung (fast tausend Projekte waren damals von öffentlichen Händen gefördert worden) konnte es nicht gelegen haben, wohl aber an deren Ausrichtung und vor allem ihren lebensweltlichen Kontexten. Unter dem Berg an Spezialliteratur zur DDR fand sich damals weder eine zusammenfassende Geschichte der sowjetischen Besatzung noch eine Parteigeschichte der SED (der immerhin ein Fünftel der Bürger der DDR angehört hatte), und der spezielle Förderungsbereich der DFG zur Erforschung der »volkseigenen« Wirtschaft wurde wegen mangelnder Nachfrage bald wieder geschlossen.¹⁰ Während also die Grundtatsachen von Herrschaft und Wirtschaft aus dem Blick gerieten oder im Ungefähren verblieben, blühte der meist eher in seinen Zuschreibungen als in einer strengen vergleichenden Analyse ergebige Diktaturenvergleich mit dem Dritten Reich und die an sich verdienstvolle Erforschung von Resistenz und Opposition wurde in Kompendien kanonisiert, deren Kontinuitätskonstruktionen und Verallgemeinerungen zuweilen dem Ideologiegehalt der offiziellen Selbsteinschätzung der DDR vom »einheitlichen revolutionären Prozess« oder von der Herrschaft der Werktätigen wenig nachstanden, freilich mit umgekehrten Vorzeichen. In Wirklichkeit gehört es jedoch zur Tragik der Opposition in der DDR, dass sie sich wegen der Flucht-, Abschiebe- und Freikaufpraktiken in Deutschland anders als in Polen oder Ungarn immer wieder neu und in anderen Figurationen finden musste, wenig Kontinuität entwickeln konnte und erst am Ende der DDR zu einem gemeinsamen Forum fand.

Zwar wurden in der Forschung auf der einen Seite auch viele Facetten des Alltagslebens beleuchtet und auf der anderen Seite immer wieder das ganze Instrumentarium eines »Unrechtsstaates« samt Mauer, Grenzregime und überhaupt die Unterbindung des freien Verkehrs von Menschen, Informationen und Meinungen beschrieben. Aber in der medialen Repräsentation erschien der Alltag dermaßen von Mangel und Terror durchherrschte, dass viele Ostdeutsche ihre Erinnerungen damit nicht in Beziehung setzen konnten und zum wachsenden Angebot an nostalgischen

sondern auf der Nachfrageseite und war nicht aus politischer Anhänglichkeit an die DDR zu erklären, sondern aus der Unglaubwürdigkeit des hegemonialen Redens über sie in den beherrschenden Medien.

¹⁰ Diese wichtigsten Lücken wurden mittlerweile durch die Jenaer Habilschrift von Satjukow, Silke: *Besatzer. »Die Russen« in Deutschland 1945–1994*. Göttingen 2008 sowie von Malycha, Andreas; Winters, Peter Jochen: *Die SED. Geschichte einer deutschen Partei*. München 2009 geschlossen. Im industriellen Defizitbereich wurden in Jena Studien zu Zeiss und seiner infrastrukturellen Situierung und Entwicklung im Dritten Reich und in der DDR von Rüdiger Stutz, zum Frauertextilbetrieb »Spinne« in Leipzig von Annegret Schüle (die dann zum Büromaschinenkombinat Sömmerda und schließlich mit noch einmal einer ganz anderen Tiefendimension zu Topf & Söhne, den Erfurter Spezialisten für Krematorien des Holocaust, weitergeforscht hat) sowie sozialgeschichtliche Studien zum sowjetisch-deutschen Atom-Konzern Wismut von Andrew I. Port und von Juliane Schütterle betreut.

Memorabilia griffen. Nur wenigen Autoren öffentlichkeitswirksamer Darstellungen wie Stefan Wolle in »Die heile Welt der Diktatur« oder Charles Maier in »Dissolution«¹¹ gelang es, die Sphären von Herrschaft und Alltag, Ökonomie und Opposition so aufeinander zu beziehen, dass sich die Erfahrungssubjekte darin wiederfinden konnten und zeitgeschichtliche Aufklärung Erinnerungsfähig wurde. Im Gegensatz zur Mehrheit der Forschung hatten sich diese beiden Bücher auch frühzeitig der zweiten Hälfte der DDR-Geschichte zugewendet, an die sich die meisten Zeitgenossen aus eigenem Erleben erinnern konnten, in der aber nur die allerwenigsten Zeitgenossen die Endkrise der Gesellschaften sowjetischen Typs hatten kommen sehen.

Die Herausforderung der Stasi-Akten

Die Stasi war auch über das erste Jahrzehnt nach der deutschen Vereinigung hinaus das beherrschende Thema ostdeutscher Vergangenheitspolitik und Geschichtsdiskurse. Hier waren in einer umfänglichen institutionellen Grundlagenforschung die wesentlichen Informationen über »die Firma« erschlossen worden und diese waren – anders als bei vielen allgemeinen Themen der DDR-Geschichte – auch für Westdeutsche nicht nur im Detail, sondern genuin neu. Auch diejenigen, die wie ich erhebliche Bedenken gegen die Übergriffe der Politik in die Öffentlichkeit, Wissenschaft und Bildung hatten und vor einem demokratischen Totalitarismus warnten, wie er heute die politische Kultur Ungarns zerstört und in Polen überwunden erscheint, mussten im deutschen Fall anerkennen, dass in dieser Grundlagenforschung jenseits aller politischen Fraktionen und akademischen Schulen Infrastrukturen des Wissens über diese relativ größte Geheimpolizei der Welt erschlossen worden waren. Die Erkenntnisse über die Struktur, Geschichte, Aufträge und Wirkungsweisen der Staatssicherheit differenziert aufzuarbeiten und in Handbüchern und Standardwerken bekannt zu machen, war unstrittig ein großes Verdienst vor allem der Abteilung Bildung und Forschung jener Behörde mit dem umständlichen Namen, den alle Welt nicht mit dem offiziellen Kürzel BStU, sondern mit den Namen ihrer Chefs abkürzte.¹² In der Sicherung und Erschließung der kafkaesken Stasi-Überlieferung war die Behörde in den Amtszeiten von Joachim Gauck und Marianne Birthler (mit Ausnahme der weitgehend vernichteten oder entwendeten Auslandsspionage des MfS) gut vorangekommen, um zunächst die beiden pragmatischen Hauptaufgaben

11 Wolle, Stefan: Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989, zuerst Berlin 1998, div. Neuaufl., auch als TB und 1999 als Bd. 349 in der Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung; Maier, Charles S.: Dissolution. The Crisis of Communism and the End of East Germany, zuerst Princeton UP 1997, div. Neuaufl., dt. als »Das Verschwinden der DDR und der Untergang des Kommunismus«, Frankfurt/M. 1999, seit 2000 auch im TB.

12 Zur Einzelwürdigung verweise ich auf den eingehenden Forschungsbericht zur Stasi-Forschung am Anfang des Beitrages von Matthias Braun in diesem Band. Ihr Gesamtertrag ist jetzt kodifiziert in: Engelmann, Roger u. a. (Hg.): Das MfS-Lexikon: Begriffe, Personen und Strukturen der Staatssicherheit der DDR. Berlin 2011.

dieser Sondereinrichtung der Übergangszeit leisten zu können. Nämlich erstens den Repressionsopfern, soweit diese das wünschten, die über sie geführten Akten des MfS, soweit diese auffindbar waren, einschließlich der Namen der Täter und Spitzel, soweit diese enttarnt werden konnten, zugänglich zu machen und dabei die informationelle Selbstbestimmung Dritter (durch Schwärzung diesbezüglicher Aktenteile) nicht weiter zu beschädigen. Zweitens Kandidaten des öffentlichen Dienstes sowie des öffentlichen und besonders des politischen Lebens daraufhin zu überprüfen, ob und ggf. wie und in welchem Umfang sie als Mitarbeiter oder Zuträger für das MfS gewirkt hatten.

In keiner anderen postkommunistischen oder überhaupt post-diktatorialen Gesellschaft sind diese pragmatischen Hauptaufgaben des BStU in solcher Schnelligkeit und Gründlichkeit und in den wenigsten überhaupt angegangen und umgesetzt worden. Während die erste Aufgabe (Akteneinsicht) eine überwiegend stille und politisch mehr oder weniger konsensuale Praxis hervorbrachte, zumal sie die ehemals Ausgespähten und Repressierten eher weiter vereinzelte und rechtlich meist folgenlos blieb oder nur zu späten und geringen Entschädigungen führte, war dies bei der zweiten Aufgabe (Überprüfung) anders. Sie war nach Art, Umfang und Folgen von Anfang an umstritten und ständig von öffentlichen Enthüllungen und Anfechtungen begleitet, zumal sie zu sofortigen und nachhaltigen Sanktionen (Verlust des Arbeitsplatzes oder der Prominenz) führen und erhebliche Gerechtigkeitsprobleme aufwerfen konnte. Die wichtigsten davon waren, dass die politische Personalsäuberung in einer Gesellschaft stattfand, in der zeitgleich sehr viel mehr Menschen aus ökonomischen Gründen ihre Arbeit verloren und in der ausgerechnet zwei Stützen des vormaligen Regimes, die Lehrerschaft und die Polizei, am wenigsten unter Entlassungen zu leiden hatten. In den Führungspositionen und den funktionalen Eliten war die Umsetzung der Sanktionen (anders als in den meisten postkommunistischen Ländern) überhaupt nur möglich, weil aus Westdeutschland entsprechend qualifizierter Ersatz rekrutiert werden konnte. Andere Machtpositionen in der DDR waren wesentlich schwieriger dokumentierbar als diejenigen bei der Stasi und wer wirklich mächtig gewesen war, hatte am Ende der DDR meist noch seine Kaderakte selbst säubern können, um so der erwarteten politischen Säuberung zu entgehen oder ihr die Beweisgrundlage zu entziehen. Bei den hauptamtlichen Mitarbeitern des MfS handelte es sich jedoch wegen Wegfalls des Arbeitgebers nicht eigentlich um eine »politische Säuberung« oder gar um eine ostentative Strafmaßnahme, sondern eher um so etwas wie eine betriebsbedingte Kündigung. Die Entlassung wurde wie eine sozialplanmäßige Abwicklung mit Übergangsgeldern zur Erleichterung des Übertritts in private Beschäftigungsverhältnisse gehandhabt und sogar die Stasi-Unterlagen-Behörde schien anfangs auf gar nicht so wenige ehemalige Mitarbeiter des MfS angewiesen, um sich in dessen Hinterlassenschaften zurechtzufinden.

Alle diese unübersichtlichen Komplikationen führten dazu, dass sich die öffentliche Debatte bei der Aufarbeitung der Geschichte der DDR von den eigentlichen

Macht- und Systemfragen ab- und in Gestalt der Spitzel (»Inoffizielle Mitarbeiter«¹³) Gesinnungs- und Moralfragen im persönlichen Umfeld zuwandte und damit einer Kategorie von Menschen am Rande der Macht, die teils aus untergeordneter Funktion an deren Missbrauch teilhaben wollten, in vielen Fällen jedoch auch zu ihren Zuträgerdiensten erpresst worden waren. Der Schock, als sich 1990 herausstellte, dass in den Führungen aller oppositionellen Bürgerbewegungen inoffizielle Mitarbeiter saßen und zum Teil sogar die Repräsentanten dieser Bewegungen vom MfS platziert worden waren, hat sicher (ähnlich wie das Wahlergebnis vom 18.3.1990) dazu beigetragen, die Oppositionskräfte, die sich erst am Ende der DDR politisch formiert hatten, alsbald zu spalten, ihr Selbstbewusstsein zu brechen und ihre gestaltende Kraft zu schwächen. Denunziantentum beschränkt sich nicht auf totalitäre Regime, sondern gehört wie ein gemeiner Schimmelpilz zur Fäulnis aller Polizeistaaten, aber meist wandern seine anonymen Anzeigen und sein missgünstiges und wichtigtueriesches Getuschel beim Sturz selbsternannter Potentaten in den Papierkorb der Geschichte. Erst durch die planmäßige Züchtung, Verwaltung und Archivierung dieses Schrifttums durch das MfS und durch seine »Entheimung« im Zuge der Aktenöffnung konnte die IM-Hysterie die Vergangenheitspolitik und -diskurse nach der DDR über mehr als ein Jahrzehnt in eine privatistische und deprimierende Sackgasse ziehen.

Es ist nur zu verständlich, wie sehr es faszinieren und entsetzen musste, dass Freunde und Kollegen, ja sogar Familienmitglieder, alle persönlichen Loyalitäten aufkündigend, für ein paar Mark oder einige Streicheleinheiten vom Unteroffizier einer Bürgerkriegsbehörde ihre Nächsten denunzierten oder sich zu systematischem Vertrauensbruch erpressen ließen.¹⁴ Ebenso kann man verstehen, dass viele Betroffene nach Jahren falschen Vertrauens und zugleich eines im Nahbereich undefinierbaren Verfolgungsverdachts die Dokumente ihrer Observierung und Zersetzung kennenlernen wollten, um wieder einen Zugriff auf die Wirklichkeit zu bekommen, und dass sie oft auch aus der bürokratisierten Aufmerksamkeit und aus ihrer Feinderklärung in der Stasi-Überlieferung neues Selbstbewusstsein zogen: Waren sie wirklich für den vergangenen Staat so gefährlich gewesen, wo sich doch der gegenwärtige Staat so wenig für sie interessierte? Man kann das alles gut verstehen und doch ist es vermutlich noch zu früh, um sich ein Urteil darüber zu bilden, ob oder bis zu welchem Grad der deutsche und protestantische Sonderweg des Abschieds vom Kommunismus weise war und wie seine Kosten gewichtet werden müssten.

13 Zur Spitzelstrategie des MfS siehe Müller-Enbergs, Helmut: Inoffizielle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, Bd. 1: Richtlinien und Durchführungsbestimmungen. 3. Aufl., Berlin 2001; Bd. 3: Statistik, Berlin 2008 und zu einer paradigmatischen Analyse Kerz-Rühling, Ingrid; Plänkner, Thomas: Verräter oder Verführte. Eine psychoanalytische Untersuchung Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi. Berlin 2004.

14 Van Laak, Jeannette: Orte des Verrates. Zur Nutzung konspirativer Wohnungen bei der Überwachung Andersdenkender durch das MfS. Erfurt in den 1980er Jahren. In: Best, Heinrich u. a. (Hg.): Geheime Trefforte des MfS in Erfurt. Erfurt 2006, S. 52–106.

Für mich wäre dies zunächst einmal eine empirische Frage an diejenigen, die Erfahrungen mit der Lektüre ihrer Akten gemacht haben. In unserem Projekt haben wir diese Frage an Martin Morgner gerichtet, der seine Akten studiert und über diese Erfahrung am Ende dieses Buches berichten wird; aber es scheint mir ein Symptom der Wirkungen solcher Selbstbegegnungen im Zerrspiegel von Stasi-Akten, dass er sich bis zuletzt gesträubt hat, dieses Studium auch auf die Erfahrungen seiner Freunde und Schicksalsgenossen mit ihren Akten auszudehnen.¹⁵

Auf eine andere Weise müsste diese Frage nach den vergangenheitspolitischen Kosten auch an mich als Leiter dieses Projektes gerichtet werden, denn ich gehöre zu den westlich geprägten Ersatzkadern, nachdem ihre Vorgänger aus der DDR »abgewickelt« worden waren.¹⁶ Ich versuche diese Frage an mich zunächst einmal dadurch zu beantworten, dass ich hier einen nach Kräften getreulichen und transparenten Projektbericht erstatte, der auch unsere Vorurteile und subjektiven Einschätzungen nicht verbirgt.¹⁷ Da die persönliche Vorprägung bei der erfahrungsgeschichtlichen

15 Da Katharina Lenski erst in der Schlussphase am Projekt Bühne mitgewirkt hat, haben wir diese Frage nicht auch an sie gerichtet; sie hat aber über die Verstörung, die bei ihr das Studium ihrer Stasi-Akten zunächst hervorgerufen hat, in dem Aufsatz Lenski, Katharina: »Der zerbrochene Spiegel«. Methodologische Überlegungen zum Umgang mit Stasi-Akten berichtet. Demnächst in einem von Joachim von Puttkamer, Stefan Sienerth und Ulrich Wien hg. Tagungsband zur Securitate in Siebenbürgen (Studia Transylvanica 45).

16 Um der Transparenz willen berichte ich: Ich bin 1939 in Stuttgart in einer Familie von Gebrauchsgrafikern geboren und in der katholischen Familie meiner modernistischen Mutter, einer Malerin, aufgewachsen. Meinen Vater, einen »unpolitischen« Nazi, lernte ich erst mit 11 Jahren kennen, als er 1951 aus der Kriegsgefangenschaft in der Ukraine zurückkehrte. Ich habe zuerst evangelische Theologie und Geschichte studiert und mir mein Studium als Rundfunkautor verdient; als meine Zweifel kurz vor dem Examen unüberwindlich wurden, habe ich mit Geschichte und Sozialwissenschaften weitergemacht und 1971 mit einer Studie über »Entnazifizierung in Bayern« in Heidelberg promoviert. Seit 1968 war ich Assistent in Bochum, seit 1973 Professor für Neuere Geschichte an der neuen Gesamthochschule in Essen, später an der noch neueren Fern-Universität in Hagen und seit 1989 gründete ich im Auftrag der Landesregierung NRW das »Kulturwissenschaftliche Institut im Wissenschaftszentrum NRW« in Essen, nachdem ich 1987 mit Freunden wohl die einzige westdeutsche Oral History Untersuchung in drei proletarischen Hochburgen der DDR (Eisenhüttenstadt, Bitterfeld, Chemnitz) unternehmen konnte. 1993 bin ich dann einem Ruf nach Jena gefolgt, wo ich in den 1990er Jahren auch Begleitforschungen zur Erneuerung der Gedenkstätte Buchenwald betrieben und die Bundesregierung bei der Entschädigung der Zwangsarbeiter des Dritten Reiches beraten habe und – seit 2005 emeritiert – noch immer Forschungsprojekte und Doktoranden betreue. Derzeit bin ich Senior Advisor im neuen Jenaer Imre Kertész Kolleg für die Geschichte Osteuropas im 20. Jahrhunderts, versuche dort unter den überwiegend osteuropäischen Fellows zu Ost-West-Vergleichen beizutragen und genieße die Osterweiterung meines Bewusstseins. In meiner Jugend fuhr ich mit frühen Studentengruppen nach Israel und dann auch nach Polen und verbrachte im Zuge der Recherchen für meine Doktorarbeit ein halbes Jahr in den USA, später interessierte mich die europäische Nachbarschaft und ich besuchte als Gastwissenschaftler meistens für ein Jahr Oxford, Paris, die beiden Berlins des späteren Kalten Kriegs, danach Basel, Florenz, Wien und Warschau.

17 Über meine Vorerfahrungen als Westdeutscher mit und in der DDR habe ich berichtet in der Einleitung zu Niethammer, Lutz u. a.: Die volkseigene Erfahrung. Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. Berlin 1991, S. 9 ff. (Glasnost privat 1987) u. bes. 34 ff. Wiederabgedruckt in Niethammer, Lutz: Ego-Histoire? Und andere Erinnerungs-Versuche. Wien 2002, S. 17 ff. u. 281 ff. um 3 aktualisierende Anmerkungen erweitert, nachdem Rainer Eckert Aktenstücke zur Genehmigung unseres Oral-History-Projektes im ZK der SED und zum Widerspruch des MfS dagegen aufgefunden hatte. Hier S. 103–192 auch die titelgebenden autobiografischen Skizzen und Reflexionen. Zu meinen Kontakten mit ostdeutschen

Deutung von Zeitgeschichte und ihrer Kommunizierbarkeit mit denen, die diese Geschichte erlebt haben, eine wichtige Rolle spielen, wurde bei der Zusammensetzung unserer Forschungsgruppe viel Wert auf die Vorerfahrungen zu DDR-Zeiten gelegt. Und ich möchte noch eine traurige Anekdote hinzufügen: Da ich der Dienstälteste unter den neuen Lehrstuhlinhabern für Zeitgeschichte in Ostdeutschland war, habe ich in den 1990er Jahren einmal alle Kollegen nach Jena eingeladen. Dabei stellte sich heraus, dass alle Inhaber von Dauerstellen Westdeutsche waren – nicht etwa die Mehrheit oder viele, sondern alle. Den Einzelnen war nichts vorzuwerfen, aber strukturell hielt ich diesen Befund für eine erstrangige kulturpolitische Dummheit und darüber hinaus für eine epistemologische Verfehlung. Mittlerweile scheinen sich die Verhältnisse hie und da etwas auszugleichen.¹⁸

Auch Protagonisten der ehemaligen DDR-Opposition nahmen seit den späteren 1990er Jahren zunehmend die Kosten des deutschen Sonderwegs in der Vergangenheitspolitik wahr, nicht zuletzt an ihrer eigenen Marginalisierung. Die Reste ihrer Bewegungen, soweit sie sich nicht in die bereitwillig angebotenen Sättel der Westparteien schlangen und dort – mit bemerkenswerten Ausnahmen wie Merkel oder Thierse, die beide nicht zu den Aktiven der Opposition gehört hatten – in der Regel bald im Tross verschwanden, zogen sich aus der Öffentlichkeit zurück. Auf der anderen Seite entstanden geschichtliche Basisinitiativen oder bereits bewährte drängten vermehrt in die Öffentlichkeit, wie bei uns in Ost-Thüringen das ThürAZ (Thüringer Archiv für Zeitgeschichte), die Jenaer Geschichtswerkstatt oder der Geraer Verein Amthordurchgang. In diesen Initiativen waren Stasi-Opfer besonders aktiv und insofern wurde nun interessant, ob sie die IM-Hysterie weiter befeuern oder gegensteuern würden. Man musste schon genauer hinsehen, denn die Signale waren nicht eindeutig: einige, die in den politischen oder medialen Raum drängten, rissen die Initiative zu populistischem Denunziantentum an sich, während andere – und in unserem Fall galt dies erfreulicherweise für Bley, ThürAZ und Verein Amthordurchgang – in der Umkehrung des Denunziantentums keine Zukunft sahen und gegensteuern wollten.

Dazu lautete nun die Devise, die Stasi sei vielleicht nicht ganz so wichtig oder jedenfalls nicht selbstständig, sondern nur »Schild und Schwert der Partei«, mithin ein gefügiges und präzises Instrument des eigentlichen Machthabers gewesen. Diese Formel entsprach zwar der Beschlusslage der SED, aber sie hatte einige andere Nachteile: Erstens kam diese Erinnerung ein wenig spät und es erwies sich als schwierig, die Adepten der Krimis rund um die inoffiziellen Mitarbeiter zurück auf den Weg der Vernunft und zu den eigentlichen Machthabern zu weisen. Zweitens waren die SED, ihre Blockpartner und ihre Nachfolgeorganisationen ein ungleich

Historikern vor 1989 siehe Sabrow, Martin: Der Streit um Verständigung. Deutsch-deutsche Zeithistorikergespräche in den 1980er Jahren. In: Bauerkämper, Arnd u. a. (Hg.): Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945–1990. Bonn 1998, S. 113–130.

18 So ist kürzlich Silke Satjukow als – soweit ich sehe – erste Ostdeutsche auf einen Lehrstuhl für Zeitgeschichte in Ostdeutschland (Magdeburg) berufen worden.

gewichtiger und vergangenheitspolitisch präsenterer Akteur als das aufgelöste MfS; und ihr Mitgliederstamm war ungefähr zehnmal so umfangreich wie das Personal, das vom MfS auf seinen Gehalts- und Bestechungslisten geführt worden war, was diese kristallisierte Bürgerkriegsinstitution immer noch zur relativ größten Geheimpolizei aller Zeiten macht.¹⁹ Die SED und ihre Nachfolger unmittelbar haftbar machen zu wollen, erwies sich als sehr viel schwieriger als das mittlerweile zum Mythos diffundierte MfS. Drittens war aber auch die SED nie der eigentliche Machthaber der DDR gewesen, sondern ein Exekutor von Macht im Rahmen der Vorgaben und Interessen des eigentlichen Machthabers, der Sowjetunion.²⁰ Insofern verweist die Frage nach der Legitimität der SED nicht auf die Werktätigen Ostdeutschlands, die nie wirklich um ihre Meinung gefragt worden waren und am 17. Juni 1953 ungefragt kurz, aber deutlich Nein gesagt hatten, sondern auf Hitler, dessen Regime und Menschheitsverbrechen die Sowjetunion in die Mitte Deutschlands gebracht hatten.

Derartige Grundsaterwägungen gingen natürlich weit über den Rahmen unseres Geraer Konflikts hinaus; aber sie stellten Fragen hinsichtlich der Beziehung zwischen der Stasi und der SED oder wer nun immer der eigentliche Souverän der DDR gewesen sein mochte. War die Stasi nur ein Instrument der SED oder ihrer Führung oder hatte sie ein Eigenleben entfaltet, das sich möglicherweise zu einer erheblichen Belastung für ihre eigentliche Bestimmung als politisch beherrschbares Instrument auswachsen konnte?

2. Projektgruppe und Untersuchungsverlauf oder Kontextualisierung der Akten und Rückverweis auf sie

Nachdem wir mit unseren ersten Ideen, die Finanzierung unseres Gera-Projektes auf viele Schultern zu verteilen, gescheitert waren, rafften wir uns zu einem professionellen Vorgehen im Rahmen der üblichen Wege der Forschungsförderung auf, das einerseits der Gewichtigkeit unserer beabsichtigten Fallstudie entsprach, andererseits die praxeologischen Erweiterungen zur Förderung des lokalpolitischen Erinnerungsprozesses abhängte. Schlichter gesagt: In dem Maße, wie wir uns den Usancen der Forschungsförderung näherten, entfernten wir uns aus der lokalen Öffentlichkeit

19 Zuletzt hatte das MfS über 90 000 hauptamtliche und 170 000 inoffizielle Mitarbeiter, was es im Verhältnis zur schwindenden Bevölkerung der DDR zum relativ größten Geheimdienst der Weltgeschichte macht. Auf einen hauptamtlichen Mitarbeiter kamen 1989 in der DDR 180 Einwohner, 1990 in der Sowjetunion 595 Einwohner und im Dritten Reich (in den Grenzen von 1937) kamen auf einen Gestapo-Beamten rund 8 500 Einwohner. Insgesamt summieren sich im Laufe seiner Geschichte die hauptamtlichen Mitarbeiter des MfS auf ca. 250 000 Personen (darunter 100 000 Zeitsoldaten in seinen Wachkompanien) und die Spitzel auf ca. 625 000 inoffizielle Mitarbeiter.

20 Darauf habe ich beispielhaft in einer Miszelle aufmerksam zu machen versucht in Niethammer, Lutz: Nachdenken über posthistorische Sprachregelungen – am Beispiel »Aufarbeitung der SED-Diktatur«. In: Gibas, Monika u. a. (Hg.): Couragierte Wissenschaft. FS Jürgen John. Jena 2007, S. 364–372.

unseres Untersuchungsortes. Allerdings bildeten wir insofern immer noch einen Sonderfall, als wir nun unsere Zusammenarbeit mit der Abteilung Bildung und Forschung der BIRTHLER-Behörde formalisierten, ein gemeinsames Forschungsteam bildeten und einen Antrag an die DFG für zwei halbe Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiterinnen sowie Reise-, Hilfskraft- und andere notwendige Sachmittel auf den Weg brachten.²¹ Die BIRTHLER-Behörde stellte für diese erstmalige Kooperation einen besonders in diesem kulturellen Bereich erfahrenen Mitarbeiter frei, sodass wir zusammen zwei Stellen wissenschaftlicher Mitarbeiter und einige Sachmittel zunächst auf zwei Jahre zur Verfügung hatten und die Frist wurde später im Rahmen des Üblichen noch ein wenig verlängert.²²

Dadurch war nun auch eine institutionelle Kooperation zur Forschungsabteilung der BStU zustande gekommen, für die innerhalb dieser Behörde Dr. Roger Engelmann zunächst als Sachgebietsleiter und später in der Funktion eines Projektleiters (verschiedener Projekte zu dem Bereich »Herrschaft und Gesellschaft in der DDR-Provinz«) verantwortlich zeichnete, als der er nun mit mir gemeinsam die Ergebnisse unseres Kooperationsprojektes herausgibt. Seine Zuständigkeit war eine glückliche Fügung für unser Projekt, nicht nur weil wir uns über seine früheren Chefs am Münchener Institut für Zeitgeschichte, Martin Broszat, und an der Berliner BStU-Forschungsabteilung, Klaus Henke, zwei von mir besonders geschätzten und engen Kollegen, bereits kannten und er sich wie ich schon an ganz unterschiedlichen regionalen Forschungen (früh zum italienischen Faschismus, jetzt zur Gesellschaft der DDR und hier besonders an einer Längsschnittstudie zur Rolle der Stasi im Kreis Halberstadt) engagiert hatte und im Gegensatz zu mir bereits ein ausgewiesener Kenner der Geschichte der Stasi war.²³ Engelmann war als Sohn eines deutschen

21 Die Arbeit eines Projektleiters wird bei öffentlich geförderten Forschungsprojekten an Hochschulen in der Regel ehrenamtlich erbracht. Meine Hochschule muss ich in diesem Zusammenhang lobend und dankbar erwähnen, weil sie meine weitere Tätigkeit in der Forschung jenseits der Altersgrenze mit Räumen und Dienstleistungen großzügig unterstützt hat, sodass ich im Dachgeschoss eines ihrer Seminargebäude durch Aufstellung meiner zeitgeschichtlichen Spezialbibliothek quasi ein kleines Institut einrichten und hier noch Doktoranden und mehrere Forschungsprojekte unter günstigen Bedingungen betreuen kann. Ich selbst sitze auf meine alten Tage im ehemaligen Thüringer Oberlandesgericht im Zimmer des einstigen Direktors der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität der 1950er Jahre und kann es noch immer nicht fassen, wie hier die Erinnerungsorte auf mich herniederprasseln und mir im Alter das größte und schönste Büro meiner ganzen Uni-Karriere beschenken. Gewiss, wir haben diesen Erinnerungsort erforscht. Jana Woywodt hat eine schöne Dissertation über die A & B-Fakultät der FSU geschrieben, aber leider ist sie, die nun die Kultur- und Sozialarbeit der Thüringer Studentenwerke koordiniert, damals einem Dissertationsdrucker aufgefressen, der ihre Arbeit mit einem absurden Verkaufspreis eher verheimlicht als veröffentlicht hat. Jana Woywodt: Die Arbeiter- und Bauern-Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena 1949–1963. Eine Geschichte der ABF aus Sicht ihrer Dozenten und Studenten. Hamburg 2009.

22 Wir hatten auch Mittel für einen Workshop bekommen, mit dem wir am Ende unsere Ergebnisse in die regionale Konfliktforschung zur DDR einspeisen und zur Diskussion stellen wollten; indessen verlief das Projekt etwas anders als gedacht und wir mussten den Workshop streichen und die Mittel umwidmen, weil wir am Ende dringlicheren Bedarf erkannten.

23 Engelmann, Roger: Provinzfascismus in Italien. Politische Gewalt und Herrschaftsbildung in der Marmorregion Carrara 1921–1924. München 1992 war seine Dissertation. Danach arbeitete er am IfZ an

Physikers bei Euratom vom Kindergarten bis zum Abitur in Frankreich und Italien aufgewachsen, nach einem Studium der Geschichte, Germanistik und Sozialkunde in München aus dem bayerischen Schuldienst in die Forschung geflohen und betrachtete Regional- und Mikrostudien völlig unromantisch mit einem zugleich distanzierten und sehr genauen Blick, galt sein Hauptinteresse doch in Italien wie in Deutschland der Nabsicht auf die politische Beherrschung der Gesellschaft durch diktatorische Bewegungen und Einrichtungen. Als Mitherausgeber verband er Langmut, Sachkompetenz und Qualitätsbewusstsein mit einer zähen Verteidigung der Persönlichkeitsrechte gerade auch jener, die diese bei anderen nie geachtet hatten: den Mitarbeitern des Stasi-Apparates. Um nichts haben wir im Zuge der Herausgabe dieses Bandes intensiver und detailgenauer miteinander diskutiert, als um das Verhältnis zwischen unserer historischen Aufklärungsaufgabe und der Achtung der Rechte unterlegener Täter, wobei es ihm nicht allein um die pflichtgemäße Anwendung des Stasi-Unterlagen-Gesetzes ging – das gewiss auch. Es geht ihm vielmehr um die Entwicklung einer Zivilisation der Aufklärung, die sich eindeutig von den rechtlosen »Aufklärungs«-Praktiken diktatorischer Bewegungen und Regime abgrenzt.

Zielstellung

Unsere Absichten mit diesem Kooperationsprojekt hatten wir in der jedem Drittmittelantrag voranzustellenden Zusammenfassung für die Nicht-Spezialisten so formuliert:

»Das Projekt ›Bühne DDR‹ bezweckt eine Case-Study zu Kulturkonflikten in der Provinz der späten DDR. Am überschaubaren Beispiel der Bezirkshauptstadt Gera werden eine Reihe repressiver Eingriffe in die dissidentische Popularkultur exemplarisch untersucht. Hierzu existieren umfängliche Unterlagen des sog. ZOV ›Bühne‹ der MfS-Bezirksverwaltung Gera, die (in Zusammenarbeit mit der Abteilung Bildung und Forschung der Birthler-Behörde von Dr. Matthias Braun) aufgearbeitet werden. Das Projekt will die vorherrschende politische Engführung solcher Konflikte in der Stasi- und Oppositionsforschung im dualen Wahrnehmungsmuster Täter/Opfer bzw. Diktatur (Stasi) vs. Opposition (Künstler) überwinden. Unter Einbeziehung umfangreicher Archivrecherchen sowie durch Oral-History-Interviews werden

einem experimentellen Zeitzeugenprojekt mit politischen Funktionsträgern und Experten (siehe Ders. mit Erker, Paul: Annäherung und Abgrenzung. Aspekte deutsch-deutscher Beziehungen 1956–1969. München 1993) und hat in der BStU zunächst ein Gutachten zum Wert der MfS-Akten für die seinerzeitige Enquete-Kommission des Bundestages zur DDR angefertigt und dann mit Karl Wilhelm Fricke zwei Bücher zu Kernproblemen der 1950er Jahre veröffentlicht: Dies.: »Konzentrierte Schläge«. Staatssicherheitsaktionen und politische Prozesse in der DDR 1953–1956. Berlin 1989; Dies.: Der »Tag X« und die Staatssicherheit. 17. Juni 1953 – Reaktionen und Konsequenzen im DDR-Machtapparat. Bremen 2003. Er ist Hg. von Kommunismus in der Krise – Die Entstalinisierung 1956 und die Folgen. Göttingen 2008 und Mit-Hg. von Justiz im Dienste der Parteiherrschaft. Berlin 2000; Grundsatzdokumente des MfS. Berlin 2004 sowie MfS-Lexikon. Berlin 2011.

die Darstellungen in den Stasi-Akten hinterfragt, um die komplexen Motiv-, Verantwortungs- und Konfliktstrukturen in den Verwaltungs- und Parteieliten zu rekonstruieren. Bezogen auf die Kulturpolitik der DDR und die Ausbildung und Zersetzung einer alternativ-dissidentischen Kulturszene der jüngeren Generation soll damit eine dichte Beschreibung dieser Konflikte erfolgen. Durch eine erweiterte Institutionen-Wahrnehmung und die Berücksichtigung erfahrungs- und kulturgeschichtlicher Gesichtspunkte (Generationenprägung, Kulturanalyse) lassen sich die kreativen Potenziale und die diktatorische Signatur der späten DDR-Kultur abbilden.«

Da die fiktiven Terminpläne von Forschungsprojekten in der Durchführung meist mit individuellen Qualifizierungsabläufen konkurrieren, mussten wir uns erst einmal zusammenfinden, und da wir nun ein Kooperationsprojekt begannen, war die Synchronisation noch schwieriger, insofern unser Partner von der BIRTHLER-Behörde erst noch ein größeres Buch abschließen musste. Aber auch in Jena lief nicht alles wie geplant, sodass wir unsere Zugriffe auf unser Studienobjekt weder zeitgleich noch in jener methodischen Pluralität umsetzen konnten, wie wir sie im Antrag entworfen hatten, sondern eher wie einzelne Vortriebe beim Bau eines Tunnels, von denen noch ungewiss ist, ob und wann sie sich treffen.

Das gibt mir nun Gelegenheit, die Mitwirkenden am Projekt – jenseits von Andreas Bley, Martin Morgner und den Herausgebern, die ich schon eingeführt habe – in ihren Funktionen und nach ihren Vorerfahrungen vorzustellen. Ich betone diesen gelebten Pluralismus etwas mehr als in Drittmittelprojekten üblich, in denen sonst oft nur der Projektleiter sichtbar ist und ansonsten davon ausgegangen wird, als wäre »die Ausstattung« ein anonymer exekutiver Funktionsmechanismus. So habe ich Teamwork in der Forschung allerdings nie erlebt; vielmehr hing das Ergebnis immer sowohl von einem kreativen Gruppenprozess als auch von den Voraussetzungen und den Leistungsbedingungen der einzelnen Beteiligten ab. Der Projektleiter tritt nach außen eher weniger in Erscheinung, ist aber mit mehr oder weniger verschwiegene Interventionen auf beiden Ebenen ständig gefragt. In unserem Projekt war dies noch ein wenig stärker akzentuiert, weil wir ganz bewusst sehr pluralistisch zusammengesetzt waren und auch mit objektiven Problemen bei der Einlösung der je individuellen Aufgabe zu kämpfen hatten. Auch forderten Alter und Gesundheit des Projektleiters am Ende noch ihren Tribut, sodass sich der Abschluss der Arbeiten vor allem meinerseits verzögerte.

Die Arbeitsgruppe

Ich beginne mit unserem Kooperationspartner von der seinerzeitigen BIRTHLER-Behörde, Dr. Matthias Braun, dem wohl erfahrensten empirischen Forscher für den Komplex Stasi und Kultur, den er bisher vor allem auf der Ebene der zentralisierten Hochkultur der DDR erforscht hatte. Unsere Kooperation beruhte auf der Vereinbarung, dass wir in Jena ihm Untersuchungen jenseits der MfS-Quellen liefern könnten, während er als behördeneigener Forscher – ohne die für alle auswärtigen Forscher geltenden Beschränkungen – die Stasi-Überlieferung zunächst uneinge-

schränkt erforschen konnte und erst bei der Darstellung überlegen musste, was aus datenschutzrechtlichen und ähnlichen Rücksichten im Einzelnen veröffentlicht werden konnte. Dieser Deal war in der Praxis nicht immer ganz einfach, aber aufs Ganze hat er sich doch bewährt. Denn alle externen Benutzer der Stasi-Akten wissen, dass sie oft eine lange Einarbeitungszeit brauchen, bis sie mit dieser monströsen Überlieferung und ihren besonderen Nutzungsregelungen zurechtkommen und entsprechend bedient werden. Bis zur Novellierung des Stasi-Unterlagen-Gesetzes vom Dezember 2006 machte die Schwärzung von Erwähnungen Dritter eine realistisch kontextualisierende Forschung im Einzelnen oft schwierig. Dies war die Sachlage in der Konzeptions- und Anfangsphase unseres Projekts. Doch auch die neue Gesetzeslage mit der grundsätzlichen Zugangsmöglichkeit für externe akademische Forscher zum ungeschwärzten Material beseitigte nicht alle organisatorischen und datenschutzrechtlichen Hürden. Insbesondere bei komplexeren Forschungsvorhaben fallen diese durchaus noch ins Gewicht. Es war für das Projekt daher hilfreich, dass Recherche und Auswertung im Bereich der operativen Akten der Staatssicherheit von einem hauseigenen Forscher der BStU übernommen wurden.

Hinzu kamen die persönlichen Ressourcen des Bearbeiters. Matthias Braun ist 1949 in Berlin geboren und als Brecht-Forscher apostrophiert er das damalige Berlin in seinem Lebenslauf mit Worten Bert Brechts als den »Schutthausen bei Potsdam«. Er war in der Schulzeit weder Pionier noch FDJ-Mitglied und erhielt auch nicht die Jugendweihe, sondern die Konfirmation, engagierte sich in der evangelischen Jugendarbeit und machte dann zugleich Abitur und einen Facharbeiterabschluss, präzise 1968. Danach beteiligte er sich an einer Exkursion nach Auschwitz, damals in beiden Deutschlands eine noch selten ergriffene Möglichkeit konkreter Wahrnehmung geschichtlicher Verantwortung. Dann kommen einige Semester Studium evangelische Theologie, aber das Nischenstudium befriedigte ihn nicht und da er sich nicht einfach für ein anderes Fach einschreiben konnte, musste er zur Bewährung in die Produktion: Bühnenarbeiter, aber immerhin beim »Berliner Ensemble«, dem aus Brechts Tradition damals interessantesten Theater Mitteleuropas. Danach kann er Theater- und Literaturwissenschaft in Leipzig und Berlin studieren, über die Aneignung der Brecht'schen Theaterästhetik in der DDR promovieren und Mitarbeiter, später sogar stellvertretender Archivleiter im Bertolt-Brecht-Archiv werden. Er schreibt viel über das Theater und Brecht. Nach dem Ende der DDR wird er Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Theatergeschichte und hat verschiedene Lehraufträge in Ost und West, Vortragsreisen führen ihn quer durch Europa und in die USA. Seit 1992 arbeitet er in der Forschung der Gauck-Behörde: Nach einer Untersuchung über den Kampf der Stasi gegen das Heiner-Müller-Stück »Die Umsiedlerin« wird er mit Forschungen über die Hintergrundarbeit des MfS in den Top-Unternehmen der DDR-Kultur betraut und seine Bücher über den Stasi-Einfluss bei der Literaturzeitschrift »Sinn und Form« und in der Akademie der Künste, in

denen er bereits auf die begrenzten Einwirkungsmöglichkeiten des MfS hinwies, werden Standardwerke.²⁴

Als er zum Projekt »Bühne DDR« kam, war die Forschungsabteilung der Stasi-Unterlagen-Behörde in einer Phase der Umorientierung. Nachdem die grundlegenden Arbeiten über die Zentrale des MfS und über die in Berlin zentralisierte Politik und Kultur der DDR geleistet waren, wandte sie sich u. a. mikrohistorischen Perspektiven zu, um die konkreten Bezüge der Stasi zu den anderen Akteuren im gesellschaftlichen Feld erforschen zu können. Für Matthias Braun bedeutete diese Orientierung den Abschied von der Hochkultur der Metropole und die Hinwendung zur Populärkultur der Grenzprovinz. Nachdem er sich die Akten vornahm, wurde er schnell von seinen professionellen Instinkten davongetragen. Er konnte dabei an Jeannette van Laaks Befunde anknüpfen, die mit ihren Forschungen über die alternative Szene und die Kulturfunktionäre der SED in Gera vorausgeeilt war und fand mehr in den Akten als ursprünglich angenommen. Zunächst hatte er nämlich vermutet, dieser ganze ZOV sei vielleicht nur ein einziger Bluff von ein paar provinziellen Wichtigtuern, die aus einer Fliege einen Elefanten machen wollten, um endlich wahrgenommen zu werden. Diese Hypothese ist übrigens, wie mir scheint, angesichts der Tatsache, dass es für diesen großen Aktenvorgang weder einen belegbaren Auftrag noch ein erfolgreiches Ende gab, keineswegs aus der Welt. Aber in Brauns Beitrag kann man nachlesen, wie genau er jetzt aus seinem riesigen Aktenberg auch den kulturellen Ingrimms dieser Stasi-Offiziere in ihrem Kampf gegen die Kulturexperimente der SED, deren Instrument sie doch angeblich sein sollten, herauszuparieren vermag.

Das lenkt den Focus unserer Kooperation auf ihren Jenaer Teil zurück. Jeannette van Laak, die davor unter ihrem früheren Namen Michelmann publiziert hatte, war in gewisser Weise hier die tragende Säule unseres Projekts. Sie stand am frühesten zur Mitarbeit zur Verfügung, sie brachte zuerst herausfordernde Befunde zutage und sie griff bereitwillig immer wieder Anregungen zur Überarbeitung dieser Befunde auf. Sie war ein Aufruf an uns alle anderen, rüberzukommen mit Ergebnissen. Sie hatte schnell verstanden, worum es ging, und hatte dann ohne weitere Umstände mit ihren Archivstudien und Oral-History-Interviews begonnen. Jeannette ist 1970 in Weimar geboren und kommt – wenn ich sie richtig verstanden habe – weder aus einem SED-begeisterten noch aus einem widerständigen Haus, sondern aus der Mitte der DDR-Gesellschaft. Sie hat 1989 Abitur gemacht und seit 1991 bei uns in Jena Geschichte, Philosophie und Germanistik studiert und 1995 ihr Lehrerexamen und dann auch noch einen Magister gemacht. Ihre Abschlussarbeit erkundete eine Erfurter Ökogruppe des Kulturbunds in der späteren DDR und deren Zersetzung durch die Stasi und war so gut, dass sie später mit einem öffentlichen Zuschuss als

24 Braun, Matthias: Die Literaturzeitschrift »Sinn und Form«. Ein ungeliebtes Aushängeschild der SED-Kulturpolitik. Bremen 2004; Ders.: Kulturinsel und Machtinstrument. Die Akademie der Künste, die Partei und die Staatssicherheit. Göttingen 2007.

Vandenhoeck & Ruprecht

Analysen und Dokumente

Wissenschaftliche Reihe des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU)

Band 35

Vor dem Hintergrund vermeintlich größerer kulturpolitischer Spielräume entwickelten unkonventionelle Nachwuchskünstler in den frühen 1980er Jahren neue formale und inhaltliche Ansätze. Auch im provinziellen Gera entstand ein kleines Zentrum alternativer Popularkultur, das zum Gegenstand eines bemerkenswerten Kulturkonfliktes wurde. Die Beiträge des Sammelbandes machen deutlich, wie unterschiedlich die staatlichen Stellen vor Ort agierten. Während die zuständigen Kulturpolitiker die Künstler förderten oder zumindest tolerierten, bekämpfte die örtliche Staatssicherheit sie von Anfang an mit großem Aufwand.

Die Herausgeber

Dr. Lutz Niethammer ist emeritierter Professor am Historischen Institut der Universität Jena.

Dr. Roger Engelmann ist Forschungsprojektleiter in der Abteilung Bildung und Forschung des BStU.

ISBN: 978-3-525-35035-5



9 783525 350355

www.v-r.de